

KLAUS KECK

DES MÖRDERS BARTHAAR

AUTHENTISCHE KRIMINALFÄLLE

DAS NEUE BERLIN

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

ISBN 978-3-360-02126-7

© 2016 Verlag Das Neue Berlin, Berlin
Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de

DAS BUCH Im September 1994 verschwinden zwei Mädchen in einem Wald bei Torgau. Alle hoffen darauf, dass die beiden wieder auftauchen werden. Als jedoch drei Wochen später die Leichen gefunden werden, vierhundert Kilometer vom Ort ihres Verschwindens entfernt, beginnt die Suche nach dem Doppelmörder. Erst nach neun Jahren wird man den Täter finden. Der Autor schildert die aufwendige Polizeiarbeit, die dafür geleistet wurde, und dokumentiert Kriminalgeschichte. Viele heute wie selbstverständlich praktizierte Untersuchungsmethoden, etwa der DNA-Abgleich, standen erst am Beginn.

DER AUTOR Klaus Keck, Jahrgang 1960, stammt aus Sachsen. Nach dem Abitur und drei Jahren bei der NVA ging er zur Volkspolizei, absolvierte die Offizierschule in Aschersleben und arbeitet seither als Kriminalist. Der heutige Kriminalhauptkommissar leitete mehrere Dezernate und Sonderkommissionen. An der Aufklärung dieses Kriminalfalles war er unmittelbar beteiligt.

Der Autor spendet das aus dem Verkauf des Buches erlöste Honorar den hinterbliebenen Familien der beiden Mordopfer, da diesen keinerlei staatliche Zuwendung zuteil wurde.

Ferner dankt er allen, die ihm bei der Recherche behilflich waren, insbesondere der Torgauer Zeitung und Kriminalisten, die dem Autor das Recht des freien Wortes zugestanden haben. Dieses bezieht sich ausschließlich auf Dialoge und Situations-schilderungen, die natürlich erfunden wurden. Hingegen sind Orte, Namen, Zeiten und Zusammenhänge zutreffend und wahr, da sie auf Dokumenten beruhen.

INHALT

Zwei Mädchen verschwinden	9
Die SOKO »Wald« findet keine Spuren im Sand	15
Die Datenbank des BKA wird informiert	39
Der Zeuge Manfred Sachse	49
Mörderische Disko 1977	54
Die Toten von Sprötze	73
SOKO »Wald«: viele Spuren, jedoch keine heiße	78
Wo ist der Schmuck?	93
Dicke Luft in der Polizeidirektion	95
Genetische Fingerabdrücke	101
Operative Fallanalyse	107
Widerstand vorm Thron	120
Lohnt sich dieser ganze Aufwand überhaupt?	125
Der größte DNA-Test in der deutschen Kriminalgeschichte	135
Der Mörder ist manchmal auch Gärtner	156

Die Sache verselbständigt sich	163
Endlich eine heiße Spur?	170
Kontroverse zum Datenschutz	178
Wer A sagt, muss nicht auch B sagen	184
Tanzende Mücken	193
Rechter Zeigefinger und das Barthaar am Rasierer	206
Epilog 2015	216

ZWEI MÄDCHEN VERSCHWINDEN

Krachend knallt die Axt in das Holzstück. Daneben. Zerche legt verärgert die linke Hand auf den Stubben, ruckelt kurz am Stiel und zieht das Blatt aus dem Holz. Trifft man nicht die Mitte, lässt sich das Stück nur schwer spalten. Noch schwerer geht es bei einem Klotz mit Ast. Immer mitten hinein, ins Zentrum, wo die Jahresringe den geringsten Durchmesser haben. Dann gleitet die Axt wie ein warmes Messer durch Butter. Zerche hebt das Beil über den Kopf und schlägt erneut mit Wucht zu. Die beiden Hälften fliegen links und rechts vom Hackklotz fort. Na, geht doch. Er bückt sich nach der einen Hälfte und stellt sie erneut auf den Klotz. Wumm. Das Beil saust hernieder und halbiert die Hälfte in zwei Viertel. Das Holzsplit in der Linken wirft er auf den Haufen. Aus diesem steigt süßlicher Harzgeruch. Das rechte Split hat seinen Weg allein gefunden.

Zerche greift nach der anderen Hälfte, stellt sie auf den Klotz. Mit Kraft kracht der Stahl ins Holz, der Spalt reicht fast bis zum Fuß. Er arbeitet mit der Axt nach, bewegt den Stiel hin und her, dann reißt das Stück vollständig durch. Die beiden Splitte fliegen auf den Haufen. So geht das schon seit fast einer Stunde.

Immer wenn Zerche wütend ist oder nachdenken muss, beginnt er Holz zu hacken. Oder er setzt sich auf den Traktor und zieht Furchen durch den Acker. Das entspannt und lässt Raum im Hirn zum Grübeln. Zerche kommt vom Lande, und er lebt noch immer dort, obgleich er seinem Ältesten das Gehöft und die dazugehörigen Äcker und den Wald überschrieben hat. Er selbst erbte alles vom Großvater. Das kleine

Dorf liegt unweit der Kreisstadt, wo sich die Dienststelle befindet, in der er sein Tagwerk verrichtet. Weit weg ist er nicht gekommen, obwohl es ihn wie jeden in der Jugend in die Ferne zog. Vielleicht mal abgesehen von der NVA-Zeit, die er in Strausberg zubrachte. Oder Wartenberg bei Berlin, wo er an der Ingenieurhochschule für Landtechnik studierte, ehe die Polizei ihn gleichsam abwarb. Oder die Offizierschule in Aschersleben ...

Im Hof türmen sich bereits die Feime in beachtlicher Zahl, denn Zerche musste in letzter Zeit viel nachdenken. Ihn beschäftigt nicht nur, wie es mit sich und der Familie weitergehen würde. Er wird das irgendwie regeln, mit der Frau und den drei Jungen. Zerche ist für klare Entscheidungen, und diese müssen zum frühestmöglichen Zeitpunkt getroffen werden. Als Mann rascher Entschlüsse wird er auch auf der Dienststelle geschätzt. Er ist eben durch und durch Ossi: ordentlich organisiert, klar strukturiert. Du hast ja ein Ziel vor den Augen ... Das jedoch scheint ihm zunehmend zu entschwinden. Neudeutsch nennt sich das Midlife-Crisis, also eine Krise in der Mitte des Lebens. Man stellt dann alles, was man bislang erledigt hat und wie man lebt, auf den Prüfstand. Ist die Zwischenbilanz nicht besonders überzeugend, muss man korrigieren. Ist man mit sich zufrieden und mit der Welt im Reinen, startet man mit neuem Elan durch. Die Krise selbst ist nicht die Prüfung. Die Krise tritt erst ein, wenn man gegen die eigene Feststellung und Überzeugung entscheidet. Etwa wenn man befindet, dass es doch besser sei, die alten Gleise zu verlassen, es aber nicht tut.

Wumm, die Axt fährt wieder ins Holz, die beiden Hälften fliegen vom Klotz. Hunderttausende Schläge werden wohl im Laufe der Jahrzehnte auf den harten Buchenstamm niedergegangen sein. In der Mitte des Hartholztellers hatte sich eine leichte Delle gebildet. Mit seiner schwieligen Hand wischt Zerche erst die Splitter vom Teller und sich dann den Schweiß von der Stirn. Er holt tief Luft. In der Mitte des Lebens, was heißt das? Dass man noch so viele Jahre vor sich hat, wie bereits hinter einem liegen? Das ist doch nur

hypothetisch. Schon morgen kann ihm ein Dachziegel auf den Kopf fallen oder eine Kugel treffen. Alles denkbar. Dann liegt seine persönliche Lebensmitte praktisch schon reichlich zwanzig Jahre zurück und wäre nicht jetzt. Absurd. Nun ja: Das weiß man erst hinterher. Wobei: Man erfährt es nicht mehr, man ist ja tot.

Zerche schüttelt den Kopf bei dieser Vorstellung.

Seit Kurzem sind sie bei der Kriminalpolizei dabei, ein Rauschgiftdezernat aufzubauen, nachdem Zerche seit drei Jahren im Dezernat I arbeitet, das den blumigen Namen »Leben und Gesundheit« trägt. Die Kriminalisten dort beschäftigen sich mit allem, bis hin zur Bandenkriminalität.

Wenn man ihm damals, als er Ende der 80er Jahre als Leutnant bei der Kriminalpolizei anfing, erklärt hätte, er müsse auf sein Leben achten, weil die Täter organisiert, kaltblütig und bewaffnet handelten, hätte er nur ungläubig den Kopf geschüttelt. Was, Waffen in der DDR bei Kriminellen? Oder Rauschgift? Wie bitte, Drogen in der tiefsten Provinz? Davor schützten die harte Mauer und die weiche Währung. Dealer waren an D-Mark, nicht an Alu-Chips interessiert. Das änderte sich schlagartig am 1. Juli 1990 aus den bekannten Gründen.

Inzwischen stellen die Kriminalisten in leerstehenden LPG-Stallungen und Wohnungen Hanfplantagen fest, aus Polen und der Tschechoslowakei kommen Extasy und andere Amphetamine. Im Gefolge nimmt stetig die Beschaffungskriminalität zu, Menschenhandel, Prostitution. Damit kämpfen Zerche und seine Kollegen schon geraume Zeit. Nun also ein eigenes Drogendezernat.

Der Kommissar langt nach einem großen Holzstück und wuchtet es auf den Klotz. Er spuckt in die Hände, bevor er den Axtstiel ergreift, hebt das Werkzeug mit beiden Händen weit über den Kopf und lässt es ins Holz krachen. Dann zieht er mit einer raschen Drehung Axt und Holz erneut nach oben und knallt den Nacken der Axt auf den Klotz. Durch das Gewicht des Holzes nimmt die Wucht des Schlages zu. Prompt fliegen die beiden Hälften davon.

Auch wenn es die ganze letzte Nacht hindurch geregnet hat, scheint es ein ruhiger Altweibersommer zu werden. Es sind angenehme 18 Grad Celsius, wie er vorhin auf dem Thermometer sah. Die weißen Fäden der Spinnen, die der Zeit ihren Namen geben, weil sie angeblich an die Haare betagter Frauen erinnern, treiben durch die laue Luft. Mit ihnen klingt der Sommer aus. Zuvor hatte in den umliegenden Wäldern die Heide geblüht: Die blassblauen und violetten Blüten signalisieren alljährlich das nahende Ende des Sommers. Wehrmacht und Waffen-SS hatten einst die unschuldige Pflanze zum Gegenstand ihrer Hymne gemacht: »Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein / und das heißt: Erika ...« Doch wer wusste das noch? Man schreibt das Jahr 1994, das Jahr vier nach dem Ende der DDR. Das Dritte Reich ist soweit weg wie der Dreißigjährige Krieg.

Zerche hackt und denkt.

Er grübelt und haut die Axt ins Holz.

Zack, zack, zack. Sein Puls geht schnell, auf der Stirn sammeln sich die Schweißperlen.

Findet man in den ersten 48 Stunden keine heiße Spur, wird's schwer. Das weiß jeder Kriminalist. Die Hälfte dieser Zeit ist bereits verstrichen. Ergebnislos. Das kann sich zwar noch ändern. Aber Zerche ist davon nicht sonderlich überzeugt.

Von der Elbe ist ein Typhon zu hören. Der Schiffsverkehr hat in den vergangenen Jahren merklich nachgelassen. Früher folgte ein Schleppverband dem nächsten, jetzt kommt nur noch selten ein Schiff vorbei. Besonders die Tschechen nutzten einst recht intensiv den Wasserweg von und nach Hamburg. Aber der Warenverkehr ist inzwischen zurückgegangen, und die Schiffe der Weißen Flotte machen sich auch rar. Als Kinder standen sie unten oft auf dem Damm und auf den Bühnen und winkten den Dampferpassagieren zu. Später, als sie größer waren, galt es als Mutprobe, den Fluss zu überqueren, nach Möglichkeit vor der Bugwelle eines Schiffes. Das war eine zweifache Herausforderung. Erstens durfte man sich von dem träge dahinströmenden Fluss nicht zu

sehr abtreiben lassen, zweitens keinen Tropfen Wasser schlucken. Die Elbe glich inzwischen einer giftigen Kloake. Bis hoch nach Böhmen leiteten die an den Ufern gelegenen Betriebe ihre meist ungeklärten Abwässer in die Elbe, und auch viele Gemeinden taten dies. Die Flocken färbten das Wasser braun, kaum ein Fisch hielt es dort mehr aus. Am Ufer traf man daher immer weniger Angler, und die Fische, die sie am Haken herauszogen, fraßen nur die Katzen, und selbst die verweigerten bisweilen das Angebot, weil die Fische nach allem Möglichen rochen, nur nicht nach Fisch.

Das ist inzwischen Geschichte. Die meisten Betriebe links und rechts der Elbe sind stillgelegt, und den Kommunen war untersagt worden, ihre Abwässer weiter ungefiltert in den Fluss einzuleiten. Überall entstanden Klärwerke oder sind noch im Bau. Wie sich jedoch bereits abzuzeichnen beginnt, haben die »Berater« aus dem Westen die Zuständigen zu völlig überdimensionierten Anlagen überredet, die die Abwassergebühren für die Anwohner perspektivisch in die Höhe treiben werden. Für Zerche ist noch nicht klar, ob dies aus Skrupellosigkeit oder aus Blödsheit geschah, als die westdeutschen Erfahrungen auf den Osten linear übertragen wurden. Zwei Drittel der Gemeinden hier zählen keine fünfhundert Einwohner, aber das Land, inzwischen von endlosen Kanalnetzen durchzogen, ist mit unzähligen Zentralklärwerken für jeweils zehntausend Menschen bestückt. Und diese Menschen verbrauchen zudem nicht, wie im Westen üblich, täglich hundertfünfzig Liter Trinkwasser pro Kopf, sondern lediglich etwas mehr als die Hälfte. Im Osten hatte man gelernt, sparsam zu wirtschaften. Wirtschaftliche Not erzeugte ökonomische Vernunft. Jetzt haben sie alle ein Problem. Von den 159 Abwasserverbänden im benachbarten Sachsen-Anhalt, so las Zerche unlängst in der Zeitung, arbeiten ganze zehn »zufriedenstellend«. Im Freistaat Sachsen ist es nicht anders. Zerche weiß, dass er im nächsten Jahr wieder mehr Gebühren zu entrichten hat. Die Sparsamkeit kommt nicht nur ihn teuer zu stehen.

Zack. Zerches Axt kracht wieder in ein Holzstück.

Aber das Wasser in der Elbe wird langsam sauber, man riecht nichts mehr, auch wenn nach wie vor offiziell vom Verzehr von Elbfischen gewarnt wird. Zu hoch noch immer die Belastung mit Schwermetallen und anderen Schadstoffen. Da muss noch viel mehr Wasser in die Nordsee fließen, um alle Ablagerungen aus dem Flussbett abzutragen und ins Meer zu schwemmen.

Der Kommissar langt nach der Wasserflasche, die er vor dem Stallfenster abgestellt hatte. Nimmt einen tiefen Schluck und wischt sich mit dem Handrücken den Mund, obwohl diese Bewegung überflüssig ist.

Seit heute morgen sind Dutzende Polizeibeamte im Einsatz. Und nichts. Keine Spur. Kein Hinweis. Keine Zeugen. Zerche weiß, dass das nichts bedeuten muss, aber die Zeit verrinnt. Da es in der Nacht wie aus Kannen geschüttet hat – fünfzehn Liter auf den Quadratmeter hat das Wetteramt in Oschatz gemeldet – fanden sie auf dem Parkplatz keine verwertbaren Spuren. Die waren weggespült worden. Vielleicht jedoch hat einer der Berufspendler etwas gesehen. Seit heute morgen hält man jedes hiesige Fahrzeug auf der B 87 an und fragt den Fahrer, ob er gestern zwischen 15 und 17 Uhr hier vorbeigekommen sei und wenn ja, ob er an dieser Stelle etwas Auffälliges bemerkt habe: Fahrzeuge, Personen oder dergleichen. Wenn morgen die SOKO »Wald« zusammenkommt, werden sie mehr wissen, als zur Stunde Kriminalkommissar Hartmut Zerche weiß.

Es ist Freitagabend, der 9. September 1994.

DIE SOKO »WALD« FINDET KEINE SPUREN IM SAND

Am Tag zuvor, gegen 19.50 Uhr, war der Anruf über die 110 in der Polizeidirektion eingegangen. Ein Berufskraftfahrer meldete sich über Autotelefon und teilte mit, dass er im Auftrage von Frau Hofmann aus Beilrode anrufe. Diese vermisse ihre anderthalbjährige Tochter Sandy und deren Cousine, die 17-jährige Antje Köhler aus Rosenfeld.

Seit wann, hatte der Polizist zurückgefragt und umgehend abgewiegelt, als der Anrufer antwortete: seit etwa fünf Stunden. Guter Mann, sagte er, wenn wir jedes Mal eine Vermisstenmeldung aufnehmen würden, wenn jemand fünf Stunden nicht gesehen wurde, dann hätte die Polizei gewiss nichts anderes mehr zu erledigen als nur dieses. Die beiden »Vermissten« kämen bestimmt wieder, erklärte der Beamte und wollte bereits auflegen.

Der Anrufer aber gab nicht auf. »Hören Sie«, rief er merklich verärgert in die Leitung, »das scheint was Ernstes zu sein.« Die Frau sei völlig aufgelöst und am Ende.

Also gut, lenkte der Beamte ein, ohne dass er seinen grundsätzlichen Zweifel aufgegeben hätte. »Kommen Sie mit Frau Hofmann vorbei, wir nehmen eine Anzeige auf.«

»Wo finde ich Sie denn?

»Polizeiinspektion Torgau, hinterm Rathaus in der Leipziger Straße, auch wenn die Adresse ein wenig hochstapelnd Markt 1 lautet.«

»Also im VPKA.«

»Ja, dem ehemaligen Volkspolizeikreisamt.«

»Schon gut. In einer Viertelstunde sind wir da.«

Kurz nach 20 Uhr trafen der Anrufer – es handelte sich um den Berufskraftfahrer Kurt Kurmann – und Evelin Hofmann in der Polizeidienststelle ein. Sie wurden begleitet von zwei Kollegen des Fahrers, die zunächst im Lkw verblieben, später jedoch als Zeugen ebenfalls vernommen werden sollten.

Die junge Mutter war, wie man so sagt, völlig durch den Wind. Der Dienstgruppenführer, der die Anzeige aufnahm, versuchte sie zu beruhigen, um aus dem aufgeregten Gemastel einige verwertbare Informationen zu gewinnen. Er fragte zunächst nach den Personalien, die er gewissenhaft mit dem Kugelschreiber in ein Formblatt eintrug.

Die sachliche Abfragerei verfehlte ihre Wirkung nicht, die Frau wurde langsam ruhiger und war schließlich in der Lage, in zusammenhängenden Sätzen über das Vorgefallene zu berichten. Sie sei, so hob sie an, mit ihrer Tochter Sandy und Antje etwa zwanzig Minuten nach drei in Beilrode aufgebrochen. Antje Köhler sei, wie so oft, aus Rosenfeld gekommen, um sich um die Tochter zu kümmern. Zu dritt seien sie in das unweit von Beilrode gelegene Waldstück gefahren, um Pilze zu sammeln. Sie habe dort das Auto vor einer Schranke geparkt, die einen Waldweg versperrte. Dann habe sie die beiden Mädchen allein gelassen und sei in den Wald gegangen.

»Warum?«

»Wieso: warum?!«

»Warum Sie allein gegangen sind?«

Frau Hofmann machte eine unbestimmte Handbewegung, mit der sie den leichten Unmut über diese ihr dämlich erscheinende Frage wegzuwischen schien.

»Meine Tochter ist achtzehn Monate alt, die kann man beim Pilzesuchen schlecht durch den Wald tragen.«

»Und warum ...«

»Können Sie das bitte mit dem blöden ›Warum, warum?‹ lassen? Die beiden sind weg, suchen Sie sie gefälligst.« Die Gereiztheit der Frau schlug in Aggressivität um, mit einer raschen Bewegung warf sie eine herabhängende Haarsträhne aus ihrem Gesicht. Der Blick irrlichterte umher. Der neben ihr stehende Kraftfahrer legte beruhigend die Hand auf ihre

Schulter, die sie aber sofort ungehalten abschüttelte. Kurt Kurmann trat einen Schritt zurück.

Der Beamte schaute vom Papier auf. »Frau Hofmann, ich versuche nur alles möglichst genau zu erfassen. Ich will Sie nicht ärgern. Also ich verstehe Sie so: Sie wollten Ihre Tochter nicht allein zu Hause lassen, deshalb haben Sie sie in den Wald, an die frische Luft, mitgenommen. Richtig?«

»Genau. Sandy musste mal raus. Außerdem war mein Lebensgefährte noch nicht von der Arbeit zurück. Also ...«

»Okay. Sie gingen in den Wald. Allein. Wann kehrten Sie zum Auto zurück?«

»Das war ja weg.«

»Noch einmal: Wann war das? So ungefähr.«

»Ich denke, dass ich etwa zwei Stunden unterwegs war. Als ich genug Pilze im Korb hatte, kehrte ich um.« Die Frau spielte nervös an der Armbanduhr. Sie habe nicht auf die Uhr geschaut, fügte sie an. Es werde wohl so gegen halb sechs gewesen sein, als sie an der Schranke ankam und feststellte, dass ihr Auto verschwunden und auch von den beiden Mädels nichts zu sehen war.

»Kann Ihre Nichte Auto fahren?«, erkundigte sich der Beamte und schaute der Frau erstmals genau ins Gesicht. Sein Blick hatte etwas Bohrendes, was Evelin Hofmann veranlasste, an ihm vorbeizuschauen.

»Antje ist noch keine 18 und in der Ausbildung.«

»Ich habe nicht gefragt, ob sie einen Führerschein besitzt, sondern will lediglich wissen, ob sie in der Lage ist, einen Pkw zu fahren. In dem Alter probiert man das doch aus.«

Die Frau schüttelte den Kopf. Nein, bestimmt nicht. Sie habe das Mädchen jedenfalls noch nie hinter einem Lenkrad gesehen. Auch in ihrem eigenen Auto nicht.

»Aber hundertprozentig können Sie nicht ausschließen, dass Antje mit Ihrer Tochter einfach vom Parkplatz weggefahren ist?«

Frau Hofmann schaute den Polizeibeamten mit der Stoppelhaarfrisur entrüstet an. »Natürlich schließe ich das aus. Hundertprozentig.«

»Was macht Sie da so sicher?

»Ich *weiß* das eben. Außerdem habe ich später meinen roten Nissan ja auch gefunden.«

Der Polizist schwieg und notierte etwas auf dem Formblatt. »Wo?«

»Bin umhergelaufen und habe nach den Mädchen gerufen. Und dabei habe ich den Wagen entdeckt. Er stand quer auf einem Waldweg und war abgeschlossen.«

Der Beamte stieß einen spitzen Laut aus. »Sie hatten den Autoschlüssel stecken lassen. Jetzt stand der Nissan an einem anderen Platz und war obendrein abgeschlossen.«

Evelin Hofmann schaute betreten zu Boden. Na ja, sie habe in jenem Moment auch angenommen, dass Antje einen unerlaubten Fahrversuch unternommen hätte. Deshalb habe sie auch in aller Seelenruhe angefangen, die Pilze zu putzen, weil sie glaubte, dass irgendwann Antje mit Sandy aus dem Unterholz treten und sich bei ihr entschuldigen würde. »Da war doch eine Erklärung fällig«, kommentierte sie ihren Unmut, der sie befallen hatte, als sie das verlassene und abgeschlossene Fahrzeug entdeckte. Als sie alle Pilze geputzt hatte und die beiden noch immer nicht zurückkehrten, sei sie unruhig geworden. Sie sei vor zur Straße gegangen und



Waldweg parallel zur B 87, auf dem der Nissan Sunny von Frau Hofmann gegen 17.30 Uhr aufgefunden wurde

habe versucht, ein Auto anzuhalten, das sie mit nach Beilrode nähme. »Es war ja durchaus denkbar, wenngleich auch sehr unwahrscheinlich, dass Antje mit meiner Tochter nach Hause gegangen war, weil ihr das Warten im Wald zu lange dauerte. Aber es habe einfach niemand gestoppt.« Sie holte tief Luft. Dann aber sei Gott sei Dank Kurt mit seinem Lkw und den beiden Kollegen gekommen.

»Sie kennen sich?«

Frau Hofmann und Kurt Kurmann nickten. Er wohne bei ihr um die Ecke. »Dem habe ich alles sofort erzählt.« Dann seien die drei Männer zu ihrem roten Nissan gegangen, einer habe den Kofferraum aufgehebelt und die hintere rechte Fahrzeughür geöffnet, nachdem er sich durch die umgeklappte Rückbank gezwängt hatte. Im Handschuhfach hätten noch immer ihre Wohnungsschlüssel gelegen. Das bedeutete, dass die beiden Mädchen vielleicht doch nicht nach Hause gelaufen waren. »Kurt sagte: Wir fahren trotzdem erst einmal zum Nordring, vielleicht sind sie ja doch dort. Unterdessen würden seine Jungs im Wald nach ihnen suchen.«

In der Wohnung habe sie, so Evelin Hofmann weiter, jedoch nur ihren Lebensgefährten angetroffen. Die beiden Mädchen hatte auch er nicht gesehen, weder im Ort noch vorm Haus. Sie machte meine Pause und seufzte tief. »Und nun sind wir hier.«

Der Beamte setzte den Stift ab. »Und nun sind Sie hier, ja. Und wollen die beiden Mädchen als vermisst melden.«

»Ja, genau«, reagierte sie heftig. »Was denn sonst?«

»Sie meinen nicht, dass Antje und Ihre Tochter von einem Bekannten mitgenommen worden sein könnten? Dass sich alles als ganz harmlos erweisen wird? Vielleicht sind sie nach Rosenfeld gefahren, in Antjes Elternhaus. Haben Sie bereits mit den Köhlers gesprochen?«

Er sah, wie Evelin Hofmann nickte.

»Hm. Wollen Sie nicht trotzdem noch eine Nacht warten?« Er schaute ihr ins Gesicht. In seinem Blick wohnte nichts Arges, was darauf hätte schließen lassen, dass er nur zu faul war, die Maschinerie anzuwerfen, welche beim Verdacht

einer Straftat in Gang gesetzt werden musste. Und die wäre in einem solche Falle gewaltig, weil man von einer schweren Straftat ausgehen würde. Eigentlich kamen nur wenige Optionen in Betracht: Entführung entweder mit anschließender räuberischer Erpressung oder mit einer Sexualstraftat. Oder drittens: ein Tötungsdelikt. Unter diesen Umständen müsste die »Kavallerie« ran. Doch kein Mord ohne Leiche. Und es gab aber keine. Weshalb sollte man aus dem spurlosen Verschwinden von zwei Personen vor weniger als fünf Stunden auf einen Mord schließen? Das Mögliche war nicht immer das Wahrscheinliche.

Der Beamte schaute zum Fenster. Nicht nur, dass es Nacht geworden war; inzwischen hatte es auch zu regnen begonnen. Die Tropfen klatschten schwer gegen die Scheiben. Auch das noch, dachte er, da werden sich die Kollegen von der Spurensicherung aber freuen. Ob es sich überhaupt lohnte, sie noch in der Nacht zum vermeintlichen Tatort zu schicken? In der Dunkelheit sah man ohnehin nichts, und die Kollegen zertrampelten unabsichtlich Spuren, sollte es überhaupt welche geben. Außerdem waren sie bereits alle zu Hause. Der Dienstgruppenführer stellte sich vor, was er sich würde anhören müssen, wenn morgen die Mädchen unverhofft und quietschvergnügt zu Hause auftauchten – und die Kollegen hätten sich die Nacht um die Ohren geschlagen. Noch dazu im Regen.

»Frau Hofmann«, hob der Polizeibeamte an, »ich nehme Ihre Anzeige ernst. Beschreiben Sie mir ganz genau den Ort, wir werden morgen früh mit der Suche beginnen. Wir brauchen außerdem Fotos von den beiden Mädchen, Angaben zu Kleidung, Schmuck und eventuellen Besonderheiten. Sind Sie gegen 8 Uhr zu Hause erreichbar? Wir würden Sie dazu in der Wohnung aufzusuchen, Sie müssen sich nicht noch einmal hierher bemühen.«

»Sie wollen bis morgen früh warten?« Evelin Hofmann gewährte ihrer Verärgerung über diese hinhaltende Aussage freien Lauf. »Ich bin enttäuscht über Ihr Desinteresse. Wofür zahle ich Steuern!?«

Der Stoppelhaarige wies zum Fenster. Das musste Erklärung genug sein. Aber in emotionaler Erregung sind die Gesetze der Logik verabschiedet. Die Frau widersprach heftig. *Jetzt* müsse man mit den Spürhunden zu suchen beginnen, nicht erst morgen.

Der Mann hinterm Tresen zeigte sich unbeeindruckt von der lautstarken Intervention. »Wir haben Ihre Adresse, wir wissen, was zu tun ist. Wir beginnen sobald wie möglich mit der Suche.«

Die Ansage erfolgte nüchtern und professionell, sie war frei von jeglicher gefühlsmäßigen Eintrübung. Genau das brachte die Frau so auf. Sie war die Mutter eines Kindes, das spurlos verschwunden war. Sie hatte nicht nur alles Recht der Welt, sich zu erregen und dies auch zu zeigen. Aus ihrer Sicht war es zwingend, sofort und unverzüglich mit der Suche zu beginnen.

Blinder Aktionismus brachte nie etwas, das wusste der Polizist. Wie ihm allerdings auch bekannt war, dass es in solchen Fällen bereits genügte, den Eindruck zu vermitteln, dass ein Appell gefruchtet hatte, indem man erklärte, dass die Ermittlungstätigkeit vielleicht besser doch sofort beginnen sollte. »Frau Hofmann«, hob er scheinbar geläutert und selbstkritisch an, »sobald Sie diesen Raum verlassen haben, werde ich alles Nötige in die Wege leiten. Wirklich!«

Er klappte das Brett neben dem Tresen auf und ging zur Tür. Evelin Hofmann und Kurt Kurmann, der die ganze Zeit stumm neben ihr gestanden und lediglich mit dem Nicken des Kopfes ihre Aussagen bekräftigt hatte, folgten dem Beamten bis zum Ausgang, wo er sie in den Regen entließ.

»Bis morgen dann.«

Danach tätigte der Beamte etliche Telefonate.

Zerche saß vorm Fernseher, als es klingelte. Er hörte sich alles in Ruhe an und erklärte, dass er gleich rausfahren werde. Er tat dies mit professioneller Abgeklärtheit: nicht überstürzt oder gar verärgert, sondern mit der Routine eines Mannes, für den es nicht unüblich war, auch zu ungewöhnlicher Zeit in dienstlichen Belangen behelligt zu werden. Nachdem er aufgelegt hatte, telefonierte er mit Michael Czabok.

Sie waren schon in Aschersleben an der Schule zusammen gewesen und wurden nach der »Wende« dienststrangmäßig wie alle Offiziere zurückgestuft. Jetzt war er sein Stellvertreter, nicht mehr Oberleutnant der K, sondern Kriminalkommissar. »Ich hole dich gleich ab. Den Rest im Auto.« Dann schlüpfte er in die Stiefel und den dunkelgrünen Ostfriesennerz und warf sich in den Trabant. Der Starter der Rennpappe rödelte mehrmals, ehe der Zündfunke sprang, schließlich stieg eine kräftige blaue Wolke aus dem Auspuff. Zerche trat wie üblich mehrmals das Gaspedal, der Motor drehte hoch, die Wolke wurde etwas heller und durchsichtiger. Dann tuckerte er vom Hof mit quietschenden Scheibenwischerblättern.

Kriminalkommissar Czabok lebte im Nachbardorf. Zinna und Welsau waren slawischen Ursprungs und teilten in der Vergangenheit ein gemeinsames Schicksal. Im Dreißigjährigen Krieg wüteten die Schweden hier, im Siebenjährigen Krieg die Österreicher und die Preußen, 1813 kapitulierten die Franzosen aus der Festung Torgau in Welsau, 1850 beide Gemeinden: Sie wurden administrativ getrennt.

Czabok stand bereits vor dem Block an der Hauptstraße mit den Eigentumswohnungen. Bis zu ihrem Abzug hatten hier Familien der sowjetischen Offiziere gewohnt, die in der Torgauer Garnison Dienst taten. Zerche hielt mit quietschenden Bremsen vorm »Russenblock«. Czabok riss die Tür auf und warf sich auf den Beifahrersitz. »Was gibt's?«

»Vielleicht eine Entführung. Vielleicht auch nicht.«

Zerche trat die Kupplung, drückte den Schalthebel am Armaturenbrett nach unten und legte den ersten Gang ein.

»Eine Frau aus Beilrode vermisst seit heute Nachmittag ihre anderthalbjährige Tochter und deren 17-jährige Cousine. Sie waren zum Pilzesuchen im Wald hinter Zwethau. Wir fahren mal hin.«

»Da sieht man jetzt nichts mehr«, warf Czabok ein.

»Mag ja sein. Aber wir sollten auch gleich noch mal zu den Angehörigen und sie befragen.«

Am Freitagmorgen 7 Uhr versammelten sich etwa zwanzig Beamte aus dem Dezernat I, Verkehrs- und Schutzpolizisten sowie Kriminaltechniker im Besprechungszimmer der Polizeidirektion. Der Chef hatte einbestellt und informierte über die gestern aufgenommene Vermisstenanzeige und die bereits getroffenen Entscheidungen. Die wichtigste bestünde darin, dass eine Sonderkommission gebildet werde. Die SOKO »Wald« werde formal von ihm geführt, erklärte der Leiter der Kriminalpolizei, Kriminalhauptkommissar Thomas Frenzel, die operative Leitung läge beim Leiter des Dezernats I, also bei Kriminalkommissar Hartmut Zerche.

Er werde sowohl eine Hundestaffel anfordern als auch Personal, das das fragliche Waldstück durchkämmen werde. Sofern es erforderlich sei, erwäge er auch den Einsatz einer Reiterstaffel und eines Hubschraubers. Aber damit wolle er noch warten. Zunächst müsse man sehen, was die Untersuchung des vermeintlichen Tatortes durch die Kriminaltechnik ergebe – er betonte das Wort »Tatort«, womit allen klar war, dass Frenzel die Annahme eines Verbrechens nicht grundsätzlich ausschloss, jedoch auch eine andere Möglichkeit durchaus für wahrscheinlich hielt. Meinungen, Vorschläge?

Zerche hatte sich gemeldet und schlug vor, die Bundesstraße 87 zu sperren, um die gestoppten Pendler zu befragen, ob ihnen am gestrigen Donnerstag zwischen 15.30 und 17.30 Uhr an diesem Abschnitt etwas aufgefallen sei. »In beiden Fahrtrichtungen sollten wir dichtmachen.« Er ertete beifälliges Kopfnicken. Nur einer widersprach. »Und was ist, wenn der Täter darunter ist? Der wäre doch dadurch gewarnt?«

Zerche grinste. »Na und? Dann bekämen wir ihn doch erst recht. Er wird nervös, damit auffällig. Immer vorausgesetzt, es gibt einen oder mehrere Täter.«

Auch für Zerche war noch keineswegs klar, ob es sich hier um ein Gewaltverbrechen handelte. Das mussten sie erst noch feststellen. Auf der anderen Seite wusste er aber ebenfalls, dass es falsch war, zu lange zu zögern. Zu oft hatte die Polizei Anzeigen abgelegt in der Annahme, die als vermisst

gemeldeten Personen würden sich schon noch einfinden. Dabei gab es klare Kriterien vom Bundeskriminalamt: Eine Vermissten-Fahndung war einzuleiten, wenn eine Personen ihren »gewohnten Lebenskreis verlassen« hatte, ihr aktueller Aufenthalt nicht bekannt war und eine »Gefahr für Leib und Leben (z. B. Opfer einer Straftat, Unfall, Hilflosigkeit, Selbsttötungsabsicht) angenommen werden« konnte. Da Minderjährige, also Personen bis zu 18 Jahren, »ihren Aufenthaltsort nicht selbst bestimmen« durften, »wird grundsätzlich von einer Gefahr für Leib oder Leben ausgegangen. Sie gelten für die Polizei bereits als vermisst, wenn sie ihren gewohnten Lebenskreis verlassen haben und ihr Aufenthalt nicht bekannt ist.«

So die Vorgabe des BKA. Es traf allerdings zu – und das erklärte die Zurückhaltung vieler Kollegen bei Aufnahme von Anzeigen –, dass sich erfahrungsgemäß jeder zweite Vermissten-Fall innerhalb einer Woche erledigte. Deutschlandweit wurden an jedem Tag etwa dreihundert Personen zur Fahndung ausgeschrieben und annähernd so viele Meldungen auch wieder gelöscht. Binnen Monatsfrist lag die »Erledigungsquote« bei über achtzig Prozent. Lediglich etwa drei Prozent der als vermisst Gemeldeten blieben auch noch nach Jahresfrist verschwunden. Die Hälfte der Verschwundenen waren Kinder und Jugendliche, und bei diesen, so hieß es beruhigend in der Statistik, liege die Aufklärungsquote bei fast hundert Prozent.

Kriminalkommissar Zerche hielt zu diesem Zeitpunkt darum alle Optionen für denkbar.

»Sonst noch Fragen?« Kripo-Chef Frenzel schaute geschäftsmäßig in die Runde.

»Presse?«, kam es aus der Ecke.

»Ach so.« Der Kriminalhauptkommissar kratzte sich am Kopf, den ein formidabler Igel zierte.

»Mit der Presse warten wir besser noch«, antwortete der Mitvierziger nachdenklich. »Sobald wir mehr haben als nur diese Vermisstenmeldung – und erst dann! – sollten wir einen Zeugenaufruf veröffentlichen. Außerdem bekommt es

jeder in den umliegenden Dörfern mit, wenn mehrere Hundertschaften durch den Wald trampeln und ein Hubschrauber über den Baumwipfeln kreist. Aber noch haben wir kein solch großes Aufgebot, und vielleicht brauchen wir es auch nicht ... Wir entscheiden später.«

Pressespreche Lutz Dalchow, der die Frage gestellt hatte, nickte.

Frenzel wies auf Zerche und zwei weitere Kollegen. »Du kommst mit zum Tatort. Ihr fahrt nach Beilrode und befragt Sandys Mutter noch einmal. Lasst euch Fotos der Tochter geben. Hartmut und ich suchen die Eltern von Antje Köhler in Rosenfeld auf. Ich spreche noch mit Polizeihauptkommissar Starke, der uns die Straßensperre organisieren muss. Das war's fürs Erste. Wir treffen uns 16 Uhr wieder hier.«

Die Runde ging schweigend auseinander, die meisten rechneten den Morgenmuffeln zu. Wer sprang schon gern so früh aus dem Bett? Viele Kollegen kamen von außerhalb, wohnten auf den umliegenden Dörfern, einige hatten nach der »Wende« gebaut, andere lebten auf dem geerbten Anwesen. Die heimatische Scholle klebte fast allen am Hacken. Als sie jung waren, wollten sie weg und hinaus in die Welt. Niemand wollte in der Provinz versauern, keiner so werden wie die Eltern. Es musste außer Ackern und Kinder Großziehen, Familienfeiern, Fernsehen und Vögeln doch auch etwas anderes geben. Monotonie tötet, darin waren sich alle einig. Doch mit den Jahren war man selbst drin im Trott und versank im Alltag. Zwischendurch, 1990, gab es mal einen Bruch, aber änderte sich ihr Leben dadurch gravierend? Sie erhielten neue Uniformen und Dienstgrade, man redete sich mit »Herr« und nicht mehr mit »Genosse« an. Jeder bekam einen Computer und neue Dienstvorschriften, man durfte sich jetzt auch einen Vollbart stehen lassen – zu DDR-Zeiten war nur ein Schnäuzer erlaubt – und sich auf dem Dienstweg über den Vorgesetzten beschweren. Aber die Wirkung war wie früher: Kritik war wie Wasser, das man nach oben schüttete – es kam stets zurück und machte nur den Kritiker nass. Nein, es blieb alles wie gehabt, nur war es eben bunter. Zu-

friedenheit und Glück allerdings sahen ein wenig anders aus. Wie, das allerdings wusste kaum einer. Nur eben so nicht. Zerche kannte einen Vers von Gerulf Pannach, den die DDR im Sommer 1977 ausgewiesen hatte. Drüben, in der Bundesrepublik, schrieb er: »Ob im Osten oder Westen / wo man ist, ist's nie am besten. / Suche, Seele, suche / fluche, Seele, fluche.« Pannach gehörte zur Klaus Renft Combo aus Leipzig, die in den späten 60er Jahren im Bezirk verboten worden war. Hinter der Kreisgrenze von Torgau begann der Bezirk Cottbus, wo die aufmüpfige Band mit den doppeldeutigen Texten ungehindert auftreten durfte. Als Zerche noch jung war, fuhren er und seinesgleichen hinüber nach Annaburg und Jessen, wo Renft die Säle in den Dorfkneipen füllte. Die Erinnerung ist meist besser als die Gegenwart, dachte Zerche und holte die Jacke aus seinem Büro. Jean Paul hatte recht: Die Erinnerung war das einzige Paradies, aus dem man nicht vertrieben werden konnte.

Es hatte inzwischen aufgehört zu regnen, doch das Kopfsteinpflaster glänzte noch immer, als sie die abschüssige Fischerstraße hinunterfuhren. Dann bogen sie auf die B 87, welche über die neue Elbbrücke führte. Die alte daneben war erst vor drei Monaten eines späten Tages gesprengt worden. Zum Ärger vieler Bürger, weil ihre demokratische Willensbekundung, die Flussüberquerung aus symbolischen und historischen Gründen zu erhalten, in der Landeshauptstadt ignoriert worden war. Der Landesfürst hatte selbstherrlich wie seinerzeit das Politbüro entschieden: Tut nichts, das Ding muss weg! Am Abend des 16. Juni 1994 flog die Brücke unangekündigt in die Luft. Sie war im April '45 von der Wehrmacht schon mal gesprengt worden, wenige Stunden bevor sich Russen und Amerikaner dort die Hände reichten. Das Bild ging um die Welt und kam in die Geschichtsbücher: Es wurde zum Symbol der siegreichen Antihitlerkoalition schlechthin. Der Handschlag auf den im Wasser liegenden Trümmern wurde gleichsam zur Ikone. Die Brücke war 1946 wieder befahrbar, zusammengeflickt aus den Resten der alten, doch der Verkehr auf dieser wichtigen Ost-

Torgau: Historische Brücke gesprengt



Spurenbesichtigung 49 Jahre nach der Befreiung vom Hitlerfaschismus: In einer Nacht-und-Nebel-Aktion wurde mit der Sprengung der Torgauer Elb-Brücke begonnen, auf der sich im April 1945 erstmals sowjetische und amerikanische Truppen trafen (Betrachtung Seite 2) Foto: dpa/Kuge

Trotz Bürgerprotest flog am 16. Juni 1994 die historische Brücke in die Luft

West-Verbindung nahm stetig zu, sodass schon anderthalb Jahrzehnte später eine neue Brücke geplant werden musste. Die Ressourcen waren allerdings knapp, Verkehrsschilder hingegen reichlich vorhanden. Zerche erinnerte sich, dass in den 80er Jahren nur noch im Schrittempo die alte Brücke passiert werden durfte, und selbst dabei vibrierte der Boden, dass man fürchtete, er öffnete sich unter den Füßen und man stürzte in die träge dahinfließende Elbe. So wurde denn verbindlich beschlossen, 1990 mit dem Bau einer neuen Brücke zu beginnen. Allerdings wurde auch dieser Beschluss aus den bekannten Gründen Makulatur. Die neue Administration hatte das Problem geerbt und ließ in unmittelbarer Nähe der alten eine neue Brücke für dreißig Millionen D-Mark errichten. Seit dem Vorjahr rollte nun auf der Bundesstraße B 87 – vormals F 87 – der Verkehr von Leipzig nach Frankfurt an der Oder zügig über die Elbe.

An die historische Begegnung an der Elbe erinnerten ein Denkmal mit russischer und englischer Aufschrift und ein Treffen im Orbit – im Sommer 1975 koppelten genau über Torgau eine sowjetische Sojus-Kapsel und eine amerikanische Apollo zusammen. Mit dieser symbolischen Verbin-

ding erinnerten die beiden Großmächte an die Begegnung, die damals dreißig Jahre zurücklag, und an die Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE), die Tage später mit der Unterzeichnung einer Schlussakte in Helsinki zuende gehen sollte. Mitten im Kalten Krieg hatten 33 Staaten des Kontinents sowie die USA und Kanada sich auf ein gemeinsames Papier verständigt. Auch wenn die in den 70er Jahren entworfene Sicherheitsarchitektur mittlerweile erledigt schien, weil es den Ostblock nicht mehr gab, oder aus eben diesem Grunde sollte die museale Stahlbrücke stehenbleiben: Sie gemahnte daran, dass sich auch in schwierigsten Zeiten die Völker im Osten und die im Westen friedlich treffen und verständigen können. Wieso also nicht auch aktuell und künftig? Doch über derlei nostalgische Gefühlsduselei setzte sich Dresden hinweg und drückte auf den Knopf. Wuff!, machte es, und die Brücke stürzte zusammen wie bereits ein halbes Jahrhundert zuvor. Ohne Aussicht auf Wiederherstellung. Schließlich gab es die neue, für die man dankbar sein sollte.

Und über diese rollten nun Zerche und Kriminalhauptkommissar Frenzel zum vermeintlichen oder tatsächlichen Tatort. Sie passierten den Brückenkopf, einst ein Militärgefängnis, der von einer schlecht gepflasterten Straße umrundet wurde. Dort fand, bis in die 80er Jahre hinein, das traditionelle Radrennen »Rund um den Brückenkopf« statt, an dem in ihrer aktiven Zeit selbst Täve Schur und Klaus Ampler teilnahmen sowie Lokalmatador Dieter Grabe, dessen hohe Zeit in den 60er Jahren lag.

Das Polizeifahrzeug passierte schließlich Zwethau, einen winzigen Ort in Ostelbien, wo die B 87 einen Haken von fast neunzig Grad schlug. Dahinter Felder, links in der Ferne die Stallungen, rechts die Wohnhäuser der Gemeinde Beilrode, einst aus dem Zusammenschluss der Dörfer Zschackau und Zeckritz entstanden. Dann schon begann das Waldstück, das sich bis zur Annaburger Heide hinzog.

»Wo soll das sein?«, erkundigte sich der Kriminalhauptkommissar, wobei die Frage nur rhetorischer Natur sein

konnte, denn auch er sah bereits die Verkehrspolizisten, die dabei waren, eine Straßensperre zu errichten. Thomas Frenzel lenkte sein Auto in die Einfahrt zu einem Waldweg auf der rechten Seite der B 87, denn auf der gegenüberliegenden Seite schien sich der Tatort zu befinden. Dort waren bereits die Kriminaltechniker unterwegs. Im leichten Septemberwind flatterten die Plastikbänder, die das Areal markierten.

Die beiden Kriminalbeamten stiegen aus und wechselten hinüber zur anderen Straßenseite.

»Nix«, sagte der Chef der KTU und wies enttäuscht auf den Sandboden. »Der Regen heute Nacht hat alle Fuß- und Reifenspuren vollständig verwischt.«

»Da werden wohl auch die Hunde nichts mehr finden«, meinte Zerche und ging in die Knie. Der Boden glich einem Waffeisen. Die Regentropfen hatten ein gleichmäßiges Muster in den Sand gezeichnet.

»Und sonst?«, hörte er über sich.

Der Chef der KTU schaute Frenzel vorwurfsvoll wie ungläubig an. »Mann, wir sind keine Viertelstunde vor Ort.«

Zerche erhob sich und knurrte kurz. »Und das Auto?«

»Steht dort hinten im Wald.« Der Kriminaltechniker drehte seinen Kopf ein wenig über die rechte Schulter. Zerche folgte seinem Blick. »Ah ja«, sagte er und setzte sich in Bewegung.

Frenzel trottete ihm hinterdrein.

»Passt gefälligst auf«, kam es von hinten.

»Auf was?«

»Auf die Spuren, du Depp.«

»Ich denke, da sind keine.«

»Nein, sind auch keine. Aber passt trotzdem auf, wenn ihr was seht ...«

»Danke für den Hinweis. Wir sind ja auch erst seit gestern dabei. Da muss man so etwas doch gesagt bekommen.«

Quer über dem Waldweg sperrte eine Schranke in Rot-Weiß die Durchfahrt. Der Lack war an vielen Stellen bereits abgeplatzt, es blühte der Rost. Damit sollten die Autos von Pilzsammelern und andere Fahrzeuge daran gehindert wer-



Die Einfahrt in den Wald. Vor dem Schild (und der Schranke) stand Evelin Hofmanns Wagen ursprünglich

den, tiefer in den Wald einzudringen. Wenn Zerche richtig gelesen hatte, war *vor* diesem Schlagbaum das Fahrzeug von Frau Hofmann abgestellt worden. Nun stand es in etwa hundertfünfzig Meter Entfernung in einem Forstweg, der im rechten Winkel von diesem Waldweg abging.

»Warum steht das Auto quer?«, fragte Frenzel.

Zerche zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung. Vielleicht wollte das Mädchen wenden und ist daran gescheitert.«

»Was unterstellt, dass die 17-Jährige hinterm Lenkrad gesessen hat.«

»Ja. Wir brauchen also alle Fingerabdrücke vom Lenkrad.«

»Auf jeden Fall. Und dann einen Abgleich mit Evelin Hofmann und Antje Köhler.«

»Woher willst du die bekommen? Sie ist verschwunden.«

»Die wird doch zu Hause einen Zahnputzbecher haben«, sagte Frenzel.

Zerche war wütend auf sich selbst. Darauf hätte er auch von allein kommen können.

Die beiden Kriminalisten erreichten den roten Nissan.

Zerche zog ein Taschentuch hervor, um die Beifahrertür zu öffnen, die jedoch war abgeschlossen. Er wechselte zur Fahrerseite. Im Fahrgastraum war per Augenschein nichts

Auffälliges zu entdecken, und auch die Nase bemerkt nichts: Es roch drinnen, wie es in einem alten Auto eben riecht. Zerche schloss die Tür nach wenigen Augenblicken.

Frenzel umrundete unterdessen das Fahrzeug. Seine Füße versanken im weichen Moos, das vollgesogen war wie ein Schwamm. Es quietschte leicht bei jedem Tritt, und sofort sammelte sich Wasser in dem Abdruck. Mist, sagte der Chef der Polizeiinspektion mit einem kurzen Blick auf die Schuhe, offenkundig hatte er inzwischen feuchte Socken. Zerche feixte: Er war in der Wegspur geblieben, wo kein Moos wuchs. Aber nasse Schuhe hatte er trotzdem. Nur nicht ganz so nasse wie sein Vorgesetzter.

Der blies zum Rückzug.

»Ich weiß nicht«, begann dieser, »ich weiß nicht. Das sieht auf den ersten Blick alles so normal aus. Vielleicht ist das Mädchen mit dem Kleinkind einfach nur abgehauen.«

»Und warum?«

Der Kriminalhauptkommissar hob die Schulter. »Keine Ahnung. Vielleicht brachen Muttergefühle durch, die 17-Jährige wollte das Kind für sich ...« Er sann dem absurden Gedanken nach.

»Das ist doch Quatsch, Thomas. Warum sollte sie durchbrennen? Sie hatte doch, wenn sie es unbedingt wollte, täglich Kontakt mit der Kleinen. Und außerdem: Wo wollte sie hin? Sie lebte bei ihren Eltern.«

»Stimmt, du hast recht. Aber nichts deutet auf einen unfreiwilligen Abgang hin. Keine Spuren von Gewalt, kein Blut, kein Nichts.«

»Nicht im Auto ...«

»Und draußen hat alles der Regen weggespült. Alle Spuren sind verschwunden.«

»Sofern es sie gegeben hat.«

»Sofern es sie überhaupt gegeben hat«, wiederholte Kriminalhauptkommissar Frenzel nachdenklich. »Aber wir sollten nicht schon vorher kapitulieren. Vielleicht finden die Kriminaltechniker ja trotzdem etwas Verwertbares.«